

(Nachdruck verboten.)

16]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von Peter Kosegger.

„Mußt nicht weinen,“ sagte er und ergriff ihre kühle Hand, „es ist eine harte Zeit für uns alle. Mußt Du auch fort?“

„Dem Vater reisen wir nach,“ versetzte sie.

„Ist Dein Vater davon?“ rief er.

„Nicht der meine,“ hauchte sie, und deutete auf das schlummernde Kind, das sie im Arme hielt, „dem seiner.“

„Ah so, so,“ sagte der Nodel, „na, seht Euch nur auf. Holpern wird's, aber fortkommen werden wir schon. Wo ist er denn, derselbige?“

„Im Krebsauer Eisenwerk,“ antwortete sie. „Muß hart arbeiten, der Sebast.“

„Ah, der Sandler-Sebast,“ erinnerte er sich. „Hat ja aber das Hans gut verkauft!“

„Ist nicht so gut ausgegangen, wie man meinen konnt,“ berichtete die Dullerl. „Drei Tausend ist ein schönes Geld. Jetzt sind aber viel Steuern und Gebühren zu zahlen gewesen, auch an die Sparkasse ein Posten und andere Schulden. Sind nachher Verwandte gekommen, die noch Anspruch auf den Heimgang (das Heimathsrecht) hätten beim Sandlerhof, haben auch eine Abstattung kriegen müssen und sind dem Sandler nicht viel über achthundert Gulden in der Hand geblieben. Seinen müßeligen Vater hat er mitgenommen, jetzt muß er halt arbeiten. — Wir zwei,“ fuhr sie weinend fort, „sind verlassen, und es ist ein harter Weg zu ihm, wo ich wohl weiß, daß es ihm selber nicht gut geht. Nun, in Gottesnamen, davonjagen wird er uns nicht.“

Als sie nach Sandeben kamen, sagte der Nodel zu der Dullerl: „Hier wollen wir ein wenig einkehren und ein Glas Wein trinken miteinander. Sonst schaut's gar zu trübselig aus auf der Welt.“

Der Jakob besucht seine früheren Nachbarn.

So zogen sie davon und zogen sie davon.

Und wenn der Sonntag kam, da ging auch der Jakob hinaus der Sandach entlang, als müßte er seine Nachbarn suchen und zurückrufen.

E einmal besuchte er — es war auf wiederholte dringende Einladung — den Knatschel in seinem kleinen Hause, das neben der Kirche stand zu Sandeben.

Da sah er freilich Wunder.

Das Weib kam ihm mit gellenden Freudenbezeugungen entgegen: „Jehsas, der Jakob! Und wie geht's denn in meinem lieben Altenmoos?“ So hub sie an und fragte nach allem und jedem. Und wie er erzählte, daß auf dem Knatschel-Feldgrund junge Bäumchen sproßten und das Haus kein Dach und kein Fensterglas mehr habe, da wendete sie sich ab und fuhr mit der Schürze über das Gesicht.

„Ihr werdet ja gar kein Hochwasser mehr haben zu Altenmoos,“ rief der Knatschel in guter Laune.

„Warum?“ fragte der Jakob.

„Warum?“ seit die Weiber ausgewandert sind. Na halt ja. Wie es jetzt bei mir da immer Wasser giebt des Lieben Altenmoos wegen, so hat's dazumal — im Gebirg drin — Wasser gegeben wegen Hagel oder Reif oder anderer Glendigkeit. Die Weiber! Unterhalten wir uns mit was Anderem. Ein kleines Nachmittagsbrot wirft uns nicht verschmähen.“

Und er deckte den Tisch gar vornehm mit weißen Linnen, seinem, fast silbrig schillerndem Besteck und geschliffenen Gläsern. Dann brachte er einen großen Laib Weißbrot, einen breiten Teller mit Aufgeschnittenem, brachte in blumigen Schalen Butter und Käse und eine bauchige Flasche mit Wein.

„Was man halt so im Haus hat,“ sagte der Knatschel, indem er den Jakob an den Tisch drängte, „mußt schon für-
lieb nehmen. Sind halt nur Resteln. Wenn Du einmal zum Mittagsmahl kommst, kriegt schon was Rechtschaffenes. Mach' Dich dran, 's ist Eigenbau. Bis auf den Trunk. Gelt, so weiß wachst es halt nicht, das Brot, bei Euch in Altenmoos. Trink, Nachbar, trink!“

Zum Austoßen war's mit den Gläsern, wie es die Herrichen machen. Der Jakob that's, nippte aber nur ein Weniges. Der Knatschel leerte das Glas auf einen Zug und stellte es dann scharf auf den Tisch zurück. Auch verzog er das Gesicht, sog unter Zungenklatschen den Gaumen aus und sagte zu seinem Weibe: „Alte, Du mußt einen Frischen anzapfen lassen, dem riecht man schon das Fah an. Das bin ich nicht gewohnt. Tröpfel muß ich ein gutes haben im Haus. — Laß Dir's schmecken, Jakob; Kalt-Kälbernes ist gewiß seltsam bei Euch drin.“

Ehrenhalber genoß der Jakob etliche Bissen, da war der Knatschel schon auch mit der Zigarrentasche da: „Euch' Dir eine aus, Jakob.“

Das ward dem armen Bauer aus Altenmoos alles auf einmal vorgeschüttet, und schon rief der Knatschel in die Küche hinaus: „Die Köchin soll uns einen guten Kaffee kochen!“ Nebenbei guckte er seinen Gast so von der Seite an, welchen Eindruck diese Herrlichkeiten wohl auf ihn machten. Da der Jakob aber nichts dergleichen that, sondern ganz ruhig eine Schnitte Brot aß, schlug ihm der Knatschel schon weinwarm plötzlich die Hand auf die Achsel und schrie: „Na, Jakob, was sagst dazu? He! So leben wir halt in Sandeben. Kümmerlichkeit leiden wir keine, daran haben wir zu Altenmoos satt bekommen. — Alte, was er nicht ist, das schlag' ihm in ein Papier, soll's seinen Leuten heimbringen.“

Jetzt stand der Jakob auf und sagte: „Vergelt's Gott! Wir leiden keinen Hunger daheim, mich gestrent's, daß es Euch gut geht, und ich wünsche viel Glück.“

Dann ging er davon. Lieber als das fürnehme Essen wäre ihm gewesen, wenn ihn der Knatschel in seinem Wirthschaftsgebäude umhergeführt hätte. Wie es mit den Korn- und Heuvorräthen und mit dem Viehstand bestellt sei beim Knatschel, das hätte er wissen mögen. Nun, man kann sich's denken, wer ein solches Nachmittagsbrot aufzutischen hat, bei dem werden Kästen, Scheunen und Ställe ertlicklich bestellt sein.

Als der Jakob fort war, stürzte der Knatschel zum Teller hin und steckte mit beiden Händen die Reste in den Mund und verschluckte dieselben, fast ohne sie zu kauen. Dann wurden Teller, Gläser und Besteck zum Wirth zurückgeschickt und dem Wirthsagen lassen: „Dazuschreiben.“

Nicht lange hernach hatte der Jakob Anlaß, beim Guldeisner in der Krebsau vorzusprechen. Daheim in der zerfallenden Getreidemühle des ehemaligen Guldeisnerhofes lehnten zwei Paar Wagenräder. Man sah durch die morschende Wand schon auf dieselben hinein. Da sie zu den persönlichen Fahrnissen gehörten, so hatte der Verweiser des Kampelherrn nicht davon Besitz ergriffen, und auch der Guldeisner, der solcher Kleinigkeiten wohl vergessen haben mochte, ließ sie nicht fortbringen. So ging der Jakob an einem Sonntage denn einmal hinaus, um zu fragen, ob der Guldeisner die Räder ihm verkaufen wolle; es sei zu Altenmoos kein Wagen mehr, und obzwar sie auch keine fahrbaren Wege mehr hätten, an den Feldkarren brauchten sie doch noch Wagenräder.

Das Haus des Guldeisner, das „G'schlößel“, stand stattlich da und hatte viele Fenster, wovon aber die meisten mit grauen Läden verschlossen waren. Eine Pferdestallung mit Wagenhuppen, in welchem zwei glänzende „Kaleschen“ standen, weiße Kieswege, ein rundes Lusthaus, und nebenhin ein großer Teich mit grün angestrichenem Kahn, waren das erste, was dem Jakob auffiel. Gepflegt waren die Anlagen nicht am besten, die breite Antrittsstreppe vor der Hausthür und diese selbst waren belegt mit dem Staube verschiedener Jahreszeiten. Das ganze seine Anwesen erinnerte an einen Herrn in Frack, weißen Handschuhen und Goldschmuck, der das Gesicht nicht gewaschen hat. Der Jakob stieg die Stufen hinauf und drückte an der Thürklinke. Das ging aber hier nicht so, wie bei anderen Thüren, sie waren verschlossen. Mehrmals klopfte er, anfangs bescheiden, später so stark, daß es drinnen wiederhallte. Endlich sah er den Glockenzug; ja so, hier wird nicht geklopft, sondern geklingelt, wie in der Kirche an der Sakristeithür, wenn der Pfarrer kommt. Er that's, bald darauf rasselte die Thüre auf und ein Mann in dunkelblauer Kleidung mit großen Messingknöpfen fragte, was man wolle.

Der Jakob gab an, daß er mit dem Gulbeisner sprechen möchte.

Wer bei der Herrschaft zu melden sei? fragte der Diener. „Ich bin der Reuthofer aus Altenmoos und möchte dem Gulbeisner gerne die Wagenräder abkaufen, die er in der Mühle stehen gelassen hat und vielleicht nicht mehr braucht.“ So sagte der Jakob.

Der dunkelblaue Mann mit der Messingpracht machte dem Jakob die Thüre wieder vor der Nase zu, und man hörte, wie er drinnen die Treppe hinaufstieg. Der Jakob setzte sich an die Treppenstufe. Weil er eine Weile so zu warten hatte, fiel es ihm ein, daß sie ihm drinnen am Ende gar einen Empfang herrichten wollten, so wie beim Knatschel. Er brauche das aber nicht, ein redlich Grüß' Gott und ein Trunk Wasser sei ihm lieber als das ganze herrische Gethue.

Endlich kam der Diener zurück: „Der gnädige Herr läßt sagen, die Räder schenkt er Ihm.“ Klapps war die Thür wieder zu. Der Jakob stand da und wußte nun, wie er dran war. Nachdenklich ging er nach Hause, und daß wir der Zeit vorgreifen, die zwei paar Wagenräder sind in der morscheden Mühle vermodert.

Auch der Kodel hatte dem Jakob wiederholt sagen lassen, er möchte ihn doch mal heimsuchen kommen unten im Marienthal und seine Mustermirtheilung dort ansehen. Der Jakob dachte: Um den Kodel thäte es mir am allermeisten leid, wenn ich die gute Meinung von ihm ändern müßte, und folgte den Einladungen nicht. Der Kodel war redlich bestrebt, auf dem kleinen Gute, das er für den Erlös des großen gekauft hatte, als Landwirth sein bestes zu leisten. In Marienthal war ein anderer Boden, als oben in Altenmoos, ein anderes Klima, es waren überhaupt andere Verhältnisse. Der Kodel verstand sie nicht, hatte sich aber in den Kopf gesetzt, den dortigen Bewohnern zu zeigen, wie ein Bauerngut zu betreiben ist; er wirthschafete ihnen etwas vor nach Altenmooser Art, und als der Jakob endlich doch aus alter Treue den Besuch machen wollte, hatte der Kodel schon abgewirthschafet.

Klüger in seiner Art hatte es der Klachel angestellt. Damit er nicht abwirthschafte könne, hatte er gar keine Wirthschaft mehr gekauft, sondern im Wirthshaus zu Sanct Ulrich eine Stube gemiethet. Dort verthat er still und bescheiden sein Geld. Und als es verthan war, kam er zum Jakob nach Altenmoos, nannte ihn seinen liebsten Freund, den er nicht vergessen könne und wollte von ihm Geld ausborgen. Der Jakob entgegnete: „Klachel! Jetzt könnte ich Dir meine Meinung sagen und Dir dann fünf Gulden schenken. Aber ich sage nichts und ich schenke nichts. Eine warme Suppe, wenn Du magst?“

„So schenke mir doch wenigstens etwas auf Branntwein! Es ist ein Hundeleben auf der Welt.“ Dieser Ansicht war nun der einmal so lustige Klachel.

Vom Sepp in der Grub, der weit fortgezogen war, hörte man anfangs, daß es ihm und seinen Leuten gut ergehe, nur magere er stark ab, trotz der fetten Gegend, in der er wohne. Nicht lange darauf hieß es, er sei gestorben.

Der Steppewirth, der — weil in Altenmoos keine trinkenden Leute mehr vorhanden — ebenfalls fortgezogen war, hatte in einer kleinen Stadt eine Schenke gepachtet, aber das, was er gleichwohl mit seiner unerschöpflichen Spruchweisheit gewirkt ausbot, mundete den Gästen nicht recht. Daß es ihnen nicht mundete, war noch nicht das Schlimmste, daß sie allmählig ausblieben, war schlimmer.

„Schlechte Zeiten!“ meinte der Wirth achselzuckend und setzte bei: „Man muß die Zeit nehmen, wie sie kommt, und geht zu Weihnachten in die Haselnüsse.“ — Er ging ins Straßenlehren.

(Fortf. folgt.)

Björnson's poetische Bekenntnisse.

„Der König.“ „Ueber unsere Kraft.“
Zwei Dramen.

Otto Ernst in Hamburg hat vor einiger Zeit einen sehr lesenswerthen Aufsatz über das Rezensentengeschäft veröffentlicht. In seinem Essay finden sich sehr beredte Klagen über die heutige Urtheilsfabrikation und über die übertriebene Schätzung der Kritiker. Es sind Vorstellungen, die jeder Kritiker, der in verschwiegenen Stunden mit sich ernsthaft zu Rathe geht, sich selbst schon vorgehalten hat. Besonders wenn er an Schöpfungen herantritt, die gleichsam eine ganze Lebenssumme ziehen, wie die oben erwähnten Dramen Björnson's. Der unverschämte Kritiker — deren giebt es heute eine überwiegende Mehrzahl — hat es freilich leicht. Der setzt sich auf seinen Unfehlbarkeitschemel und dekretirt. Wer

über selber bange empfindet, daß vor der Ueberfülle des Stoff's, die ihm jeder neue Tag bringt, fast seine Ausnahmefähigkeit versagt, wer seine schiefe Stellung begreift und erkennt, daß es widersinnig sei, jahraus, jahrein so vielerlei geistige Kost durcheinanderzuschlingen, der hat seine Entschuldigung darin, daß seine Thätigkeit eben auch ein Produkt aller unserer Verhältnisse ist. Der arme Hund muß leben; und hinter ihm stehen die Pächter seiner Arbeit.

Nur Anregungen zu den beiden Büchern Björnson's können hier im knappen Rahmen gegeben werden. Ein erschöpfendes Urtheil über Werke, die den Niederschlag jahrhundertelangen Sinnes über menschliche Dinge bedeuten und eine Generalbeichte des Dichters darstellen, ist ausgeschlossen.

Björnson gehört nicht zu den romantischen Künstlern, die sich vor der Welt verschließen und mit ihrer Kunst einen geheimnißschweren Kult betreiben. Man weiß, daß Björnson in seinem norwegischen Vaterlande ein reglamer politischer Agitator ist, und eine eminent politische Seele rührt sich sowohl in dem Schauspiel vom König, das vor 20 Jahren erschien und jetzt im Verlag von Albert Langen in deutscher Uebersetzung vorliegt, wie in dem Alterswerk „Ueber unsere Kraft“, das weitere Umschau, reichere Perspektiven gestattet, weil es nach der größten Bewegung unserer Tage, der sozialen, und ihrer Zukunft anspricht.

Die Zensur hat vor einiger Zeit „Ueber unsere Kraft“ für eine Volksvorstellung im Vellealliance-Theater verboten. Selbst wenn man die ewige Fehde zwischen Polizei und künstlerischer Freiheit kennt, so kann gerade dies Verbot doch einigermaßen befremden. Denn wer das Drama bedacht hat, daß in den Worten vorliegt: „Einer muß den Anfang machen mit dem Vergeben“, der muß zu dem Schluß kommen: dies Werk ist anti-revolutionär in den innersten Fulsen. Aber die polizeiliche Psychologie lehrt sich nicht an Idee und Gehalt einer Dichtung. Nicht um des Dichters Ziel bekümmert sie sich, sie verwirft sein Mittel, in Björnson's Fall den symbolischen Kampf zwischen „Arbeitgebern und Arbeitern“.

Um das Drama vom „König“ zu begreifen, muß man dem Dichter in seine Heimath folgen; das ist hier noch mehr nöthig, als in dem Schauspiel „Ueber unsere Kraft“. Man erbosste damals eine Reformation des Königthums in Schweden-Norwegen. Man sprach viel von einem edel veranlagten Kronprinzen, der selbst modernisiren werde, was er überkam. In seiner Dichtung erweist sich Björnson nicht etwa als starrer Republikaner, sondern als Possibilist. Er hält es für möglich, wie er in einem Vorwort (datirt München, im Mai 1896) ausführt, daß gerade ein kleiner Staat das Königthum am leichtesten zu modernisiren vermöchte. Der gleichmäßigeren Verhältnisse, der schärferen Kontrolle, der geringeren ökonomischen Leistungsfähigkeit wegen. Bown Björnson, der inzwischen die Selbständigkeit Norwegens auf sein Programm geschrieben hat, dichterisch bewegt wird, das ist die Tragödie seines Königs, der als Wiffender nicht vollbringen kann, der selbst reformiren will; aber Anhänger und Gegner, wie das Erbe seiner Väter, klammern sich an sein Wollen und drücken es nieder. Vor der Zeit erkennt Björnson's König sein tragisches Verhängniß und der geistvolle Mann schildert seinen müden Seelenzustand selber in dem Gleichniß: „Die Austeren gähnen, ehe sie sterben.“

Björnson's merkwürdiges Drama hat mit einem Theaterstück im landläufigen Sinne nichts gemein. Eine sinnbildliche Handlung ohne äußerliche Begebenheiten ist mit allegorischen Zwischenspielen und Chören verwoben. Die Lektüre erfordert vertiefte Arbeit.

Die künstlerische Methode ist im „König“ ähnlich wie im Schauspiel „Ueber unsere Kraft“. Aus einem Einzelfall wächst die Gesamtstimmung empor. Im „König“ ist es ein projektirter Eisenbahnbau, im Drama „Ueber unsere Kraft“ ein Streit, der den symbolischen Vorgängen zu grunde liegt. Eine Generalversammlung demokratischer Aktionäre will auf einer neuen Bahn Waggons mit einer einzigen Klasse einführen. Aus diesem scheinbar unbedeutenden Reim entwickelt sich der Gang der großen Dinge. Gegen diese Gleichmacherei erheben sich der Polizeivogt, wie der Pfarrer. Selbst die Krone wird in die Debatte gezogen. Auch das Bourgeois-Interesse regt sich. Ein Herr Alstadi meint: Wir haben nicht bloß Bauern und Fabrikarbeiter in unserem Bezirk, sondern auch Sommergäste. Wir wollen durchaus nicht unseren Arbeitern auf dem Schooß sitzen; allein wir verpüren auch keine Lust, sie selbst auf den Schooß zu nehmen.“ Außerst anschaulich wird gezeigt, wie die Gruppen sich sondern. Der Vogt namentlich wird erbittert wider die autoritätsfeindlichen Gleichheitsdusler. In seiner galligen Erregung versteigt er sich bis zu dem Ausspruch: Seine Majestät könne uns zur Eröffnung die Gnade seines Allerhöchsten Besuchs erweisen. Soll das Gefolge Seiner Majestät etwa auch in Bauernwagen reisen? Meiner Ansicht nach heißt es Seine Majestät misachten, wenn man seinen Wagen — sein Gefolge will ich sagen — misachtet.“ Bei der Abstimmung bringt der demokratische Antrag durch, und die bewegte Versammlung endigt mit einem Hoch auf den Fabrikbesitzer Gran, den reichsten Mann des Landes, der auf demokratischer Seite steht, als ein Fremder kommt und vom Präsidenten als der junge König und Freund Gran's erkannt wird. Im Hause Gran's reisen des Königs Entschlüsse. Der König lernt den Fußwanderungs-Philosophen Flink, einen leidenschaftlichen Wanderer und radikalen Politiker kennen, der gerade auf der Reise bei seinem alten Fremde Gran zugesprochen hatte. Für Flink gilt der König als fremder Gast mit dem bezeichnenden Namen Speranza („Hoffnung“).

Zimmer lebhafter wird die Unterhaltung des Königs mit dem Volkphilosophen, der über die Volksseele ausgehollt wird. Flink bezweifelt die Durchführbarkeit monarchischer Selbstreform, der Beamten, der Edelmänner, der Großkaufleute und Offiziere wegen, die dem Monarchen selber in die Arme fallen müßten. Wie aber, wenn der König sich unabhängig macht, fragt Speranza? Sich über die Parteien stellt? Fromme Wünsche, erwidert Flink, giebt es nicht! Als Gran meint, das hiesse auch übermenschliches vom König verlangen, und als der falsche Speranza, der König selber sagt: Ein Präsident würde noch viel weniger über den Parteien stehen, erwidert Flink rasch: „Der würde aber auch nicht thun, als ob er es könnte; das ist der Unterschied.“ — Während die Gesellschaft ihre Ideen über das „Vollkönigthum“ weiter entwickelt, entdeckt der „republikanische Prinzipienreiter“ Flink, daß er vom König selbst mythisirt worden sei, was sein stolzes Selbstbewußtsein so verwundet, daß es auch den König rent.

In einem phantastischen Zwischenpiel jammert „der Graue“, ein altes graues Männchen, eine durchsichtige Allegorie: „Sohn, mein Sohn! kommst nicht ans Ziel! Du hast nicht die Kraft! Der Graue bereut, dem Sohn schon auf Erden die Kraft geraubt zu haben. Der Chor der Tyrannen mahnt den Grauen: Halt Deinen Sohn! Weck sein Begehren nach einem Heer, dann hast gebracht seine Gedanken auf Ehr' du und Macht. Der Chor der Gewaltigen verkündet die Herrenmoral: Keiner würd' groß, dachte er nicht: dienstbar zu sein all seinen Wünschen — sei anderer Pflicht. Die Imperatorenschaar (die Großen der verschiedenen Zeitepochen) zieht vorüber, die vor Kronen bang gemacht, die den Thronen Glanz gebracht. „Der Graue“ erschauert.

Die Schwierigkeiten seines Unternehmens werden dem König gleich in einer Unterredung mit dem Fabrikbesitzer Bang klar. Bang träumt nur von den Sozialdemokraten. „Die Morgenzeitungen sind voll von ihren schlimmen Streichen.“ meint er ängstlich. Der König antwortet: „Ich habe keine Zeitung gelesen.“ Bang: „Ich verführe Majestät, es ist schrecklich. Wir hatten es bis jetzt in jeder Beziehung so gut. Was können sie um Himmelswillen wollen?“ Der König antwortet vergnügt: „Vermuthlich wollen sie es auch in jeder Beziehung gut haben.“ Bang: „Haben Sie es denn nicht gut, diese...? Mein Trost ist und bleibt ein starkes Königthum.“ Nach der löstlich satirischen Szene mit Bang kommt der General und später die Prinzessin. Sie warnen den König. Der aber wird, wie Leute aus alten vermögenden Familien“ Aesthetiker. Er hat sich nun einmal in seinen „schönen Traum“ verliebt, in den Traum von einem bürgerlichen, wohlverwahrten Haus, von wo aus er an seine Arbeit gehe und wohin er, wie in ein warmes Nest zurücklehre. So sehr hängt er an seinem Wähnen, daß er auch den entscheidenden Schritt wagt und um Klara Ernst wirbt. Klara Ernst ist die Tochter eines Schriftstellers, der wegen Majestätsbeleidigung zu Gefängniß verurtheilt war und bei einem Fluchtversuch zum Krüppel wurde. Alle Mittel des geistvollen Aesthetikers mußte der König anwenden, um Klara vergessen zu machen, um Klara's Gegenliebe zu gewinnen.

Allein der König ist nunmehr seinem Ziel ferner als je. Das Volk muß des Königs Braut als Verrätherin betrachten, der Adel als listigen Emporkömmling. Als Flink im Namen des unglücklichen Vaters von Klara öffentlich erklärt, daß Klara gegen den Willen ihres Vaters, gegen seine inständigen Bitten und Befehle handle, ertönt sowohl aus der Menge, als vom Adelsklub her starkes Bravo. Klara erfährt selbst die volle Wahrheit über ihren Vater, der unverjöhnt großt. Sie erfährt es durch den König, der seinen Minister, zu dem er Gran gemacht hatte, nach ihm ausgesandt hat. Zwischen dem König und seiner Braut, durch die er die neue Welt erobern will, gähnt die Vergangenheit; und als Klara, die ohnedies erregbare, in des Königs Schloß geführt werden soll, glaubt die Sensitive, die abgekehrte Gestalt ihres Vaters auf zwei Kräuden gelehnt, zu sehen; ein gräßlich mahnendes Zeichen. Diesen Sturm verträgt Klara nicht mehr. Ihr Leben entschwindet.

Die Königstragödie ist beschloffen. Vom Traum des Königs fällt Stück um Stück. Gran sagt wehmüthig: „Unser Versuch sollte scheitern.“ Es war zu früh. Und Flink kommt als drohender Mahner zu Gran und fordert mit der Pistole Rechenschaft von dem Verräther. Um den König her und in ihm selber ist es öde geworden. Mit hamletartigem, bitterem Behagen scherzt er noch einmal mit dem General, dem Vogt und dem Pfarrer, ehe er, ein enttäuschter Aesthetiker, gähnend in den Tod geht. — Der Seufzer des Grauen: „Sohn, mein Sohn!“ verhallt unbeantwortet. Aber ein Genieschor fordert, sich zu höherer Wahrheit emporzuheben.

Wer auch nicht auf gleichem Boden steht, wie Björnson, der wird dennoch dem Wahrheitsdrang dieses Norwegers nicht seine Achtung versagen. Björnson's Dichterrum ist durch den Namen Ibsen überstrahlt worden. Spuren von Ibsen's Genie sind in die ganze Weltliteratur gedrungen und selbst das französische Litteratengeschlecht, das sich sonst so gerne national abschließt, ist davon mitbetroffen worden. Björnson ist an Künstlerkraft im eigentlichen Sinne Ibsen nicht ebenbürtig. Trotzdem wirkt bei ihm, wie bei dem anderen Norweger, das intensive Streben, sich klare Rechenschaft über sein Verhältniß zur großen Welt zu geben. In den tiefsten Dichtungen dieser greisen Scandinavier lebt ein Zug zu weltumspannender Symbolik, der große Stil, der selbst den lächerlichsten Entwürfen in unserer jungen Litteratur noch fehlt. Bei

Ibsen ist dieser Stil pessimistischer, bei Björnson optimistischer Grundanschauung zugewandt. Björnson, der Mann der Reform, der praktischen That, hat erst neulich selbst den pessimistischen Grundton Ibsen's daher zu erklären versucht, daß er Ibsen nicht als Norweger gelten ließ, sondern ihn zu einem Abkömmling puritanischer Schotten stempelte. Solche nationalistische Erklärung will nicht viel sagen; durch sie wird einseitig das individuelle Temperament des Künstlers übersehen. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Eine photographirte Mumie. Die Wiener „N. Fr. Pr.“ schreibt: Zweitausend Jahre hindurch lag eine kleine ägyptische Königstochter in ihrer Grabkammer in einer Pyramide und schlief ruhig den ewigen Schlaf. Dann kamen Männer der Wissenschaft, durchstöberten die alten Bauwerke, bewunderten in den engen Gewölben die tausendjährigen Zeugen einer alten Kultur und nahmen vieles nach Europa mit, um die Sammlungen des wissenschaftlichen Abendlandes zu bereichern. Auf diese Art kam auch die Mumie der kleinen Königstochter nach Wien. Aber hier waren ihre postmortalen Abenteuer noch nicht zu Ende. Man weiß, daß es Mumien giebt, in welchen niemals ein menschlicher Körper gesteckt hat. Es giebt in Egypten eine große Zahl von Leuten, die sich einen Erwerb daraus schaffen, Alterthümer zu fabriziren und leichtgläubigen Europäern für theures Geld als echt zu verkaufen. Gar manche falsche Mumie ist nach Europa gekommen, man hatte jedoch bisher kein Mittel, den Echtheitsbeweis vorzunehmen, es sei denn, daß man sich entschloß, die Mumie zu öffnen. Damit war aber das kostbare Stück ruiniert, werthlos gemacht. In der Aera Röntgen ist dies nun anders. Die merkwürdigen Strahlen, die der Würzburger Gelehrte entdeckt hat, erhellen die Geheimnisse von Jahrtausenden und legen sie den Augen des Menschen bloß. Auch die ägyptische Königstochter wurde dieser Probe unterworfen, und sie hat dieselbe glänzend bestanden, sie wurde agnosciert und als Mädchen aus dem alten Egypten, das so und so viele Jahre vor Christi Geburt gelebt hat, identifiziert. Herr Dr. Emil Bloch in Wien hat diese Echtheitsprobe vorgenommen. Er hat die Mumie, die sich im Besitze des bekannten Sammlers Herrn Graf befindet, photographirt und uns heute das Bild gezeigt. Man sieht, daß die Strahlen die große Menge von Leinwand, welche fest um den Körper gewickelt ist, durchdrungen haben, und erblickt scharf und deutlich nur das Knochengeriß, während der Kopf verschwommen auf die Platte gekommen ist. Der zarte Bau der Rippen zeigt, daß in der Mumie der Körper eines etwa 16jährigen Mädchens steck, einzelne dunkle Punkte zwischen den Rippen deuten wohl die Amulette an, welche die Egypter ihren Todten auf die Brust legten. —

— Zu dem letzten Erdbeben in England am 17. Dez. 1896 finden sich in dem „Meteorological Magazine“ einige wissenschaftliche Feststellungen. Das Interessanteste an ihnen ist die Behauptung, daß dieses Erdbeben zu einer Serie gehört, die sich mehr als sechs Jahrhunderte zurückverfolgen läßt. Zu dieser Erdbebenreihe werden gerechnet die Erdbeben der Jahre 1248, 1574, 1705, 1863, 1868 und 1896. Diese sollen also sämmtlich dieselbe Ursache gehabt haben, sodas eines gewissermaßen die Fortsetzung des vorhergehenden gewesen ist. Die Ausdehnung des letzten Erdbebens ist übrigens auf 100 000 englische Quadratmeilen berechnet worden, was einer Kreisfläche mit einem Durchmesser von 350 Meilen entspricht. Die Fläche, innerhalb derer Schaden verursacht wurde, erstreckte sich etwa 180 Meilen von Nord nach Süd mit einer größten Breite von 40 Meilen; sie war danach etwa zehnmal größer als die entsprechende Fläche bei dem Erdbeben von Essex 1894. Die Geschwindigkeit der Erdbebenwelle war nach den besten Bestimmungen etwa 50 Kilometer in einer Minute, also etwa das 60 fache der Geschwindigkeit eines mittleren Schnellzuges. —

Literarisches.

— Auch eine Kritik. Ein Berliner Blatt veröffentlicht eine Kritik über den von Wilhelm Krent herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1897.“ In dieser Pracht-Besprechung wird über zwei Beiträge des Herausgebers folgendermaßen geurtheilt: „In den Fragmenten „us Nicäa“ lernen wir zwei klimatisch und kulturell verschiedene Welten kennen, ein raubthiersehniges Empfinden tobt sich in gewaltigen, dramatischen Sätzen aus. Das ist kein Drama, in Versen gereimt nach Romantikerart, sondern wirklich in Metren gedichtet — wie denn auch der leidenschaftliche, jünger veröffentlichte Zweialter „Marietta“ den im Lyriker geborenen Dramatiker erkennen ließ, der die wildesten Empfindungen unbefangenen meistert, denn die Dramatik ist die Epil des Lyrischen, geronnene Empfindungsdichtung.“ — Schade, daß diese Perle in der „Deutschen Warte“ zur Anstellung gelangt ist. Sie hätte von Rechts wegen in den „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1897“ gehört. —

— In Graz ist Karl Moore, der Verfasser des auch in Norddeutschland bekannten Volksstückes „s Mullerl“ nach längerem Leiden gestorben. —

Theater.

— Im vergangenen Jahrhundert fiel es einem Manne ein, in einem besonderen Werk auf die Leiden der dichtenden Genies hinzuweisen. Gegen den Verfasser lehrte sich Lessing in einem merkwürdigen Schreiben. Darin war ausgeführt, daß all' dies Weh

auch andere Menschenfunder und nicht leichter tragen, als gerade die Poeten. Wenn Lessing erst das Winseln und Wimmern, das heute ringsum im deutschen Literatenwald erklingt, vernehmen könnte, wie würde er dann sprechen? Ein Künstlerloos bejammert auch der jugendfrohe Paul Vinsemann in seiner Studie „Der letzte Tag“, einem Einakter, der am Sonnabend zum ersten Male im Schiller-Theater gegeben wurde. Vinsemann's leidender Dichter heißt Fritz Kösslin und sein besonderes Unglück ist Mutter Schröder.

Mit Frau Schröder hat sich Fröhchen etwas Schönes eingebrockt. Die Schröder'n stammt aus Parvenupolis, sie ist von jenem berlinischen Schlag, der an sauer gewordenes Bier mahnt; und die Tochter dieser Frau Schröder ist Fröhchen's Weib. Dazu muß Fritz vom Gelde der Frau Schröder leben, weil der Künstler noch nicht anerkannt ist und nichts erwirbt. Wer nur einige Ahnung von der typischen Beschaffenheit der Schröder'n hat, der wird gewiß nicht verwundert thun, wenn solche Frau ihrem Schwiegerjohn die Hölle heiß macht. Aber Fröhchen ist ein Künstler, also ein ahnungsloser Engel und jammert verzweifelt, wenn Frau Schröder jede halbe Stunde einmal leist. Paul Vinsemann meint, Fröhchen sein ein Auserwählter, eben ein Dichter, und ein Dichter fühle kraft besonderen Feingefühls solche Dinge doppelt und dreifach. Jedenfalls hält es Fröhchen bei Mutter Schröder'n ein volles Jahr aus. Ich kann mir vorstellen, daß ein ganz gewöhnlicher „Ladenschwengel“ es kraft seiner Schrempfindung nicht so lange ausgehalten hätte, als das dichterische Genie. Er brauchte nur ein Fröze zu sein und nicht ein Fröhchen. Am Ende geht unser Fröhchen doch auf und davon, wie wohl sein Weib nicht Kraft und Liebe genug hat, ihm zu folgen. Der Zuschauer athmet auf; denn er hat die tröstliche Zuversicht, schlimmer kann es Fröhchen nirgend auf der Welt haben, als bei Mutter Schröder'n. — In voller Freude über diese Aussicht applaudirte das Publikum des Schiller-Theaters, das sich über jeden Gerechten höchlich freut und jeden Ungerechten, also auch eine böse Schwiegermutter bitter haßt, recht lebhaft. Es verstand die abgrundtiefe Niedrigkeit der Frau Schröder, so dick hatte der Verfasser, wie die Darstellerin Frau Wilke aufgetragen.

Auf die ernüchterte dramatische Studie folgte das Verslustspiel „Dr. Schmidt“ eines frobgemuthen, dilettirenden Schulmeisters oder Pastors Karl Weitbrecht. Männer wie Weitbrecht sind in unserem kritischen Zeitalter ihrer Naivität wegen glücklich zu preisen. Nicht das mächtigste Genie empfindet solche Schaffenslust, als diese Selbstgenügsamen, die geschichtliches Anekdotenmaterial fein säuberlich und mit Behagen verarbeiten. Herr Weitbrecht hält sich an Friedrich Schiller und erzählt, wie es dem jungen Dichter einmal schlecht erging; wie er sich vor dem Zorn des Herzogs Karl flüchten und in Döggersheim bei Mannheim unter dem falschen Namen Schmidt verweilen mußte. Dort wäre er von einem groben Gastwirth, der mehr Sinn für baare Bezahlung als für den Fiesto hatte, beinahe zur Thür hinausgeworfen worden. Aber es kam nicht so weit; denn es giebt noch gute Menschen auf Erden, schmunzelt Herr Weitbrecht, er, der selber eine gute Seele ist. Das müßige Verslustspiel wurde silberrecht vorgetragen und es gefiel den Leuten im Parquett ebenfalls. Na also! Wozu sich dann noch anstrengen beim Dichten?

Kunst.

— Die Versteigerung der Goncourt'schen Sammlung von Aquarellen, Pastellen, Zeichnungen und Stichen aus dem 18. Jahrhundert hat 695 729 Francs ergeben. Die höchsten Preise erzielten die Watteau, der „Frühling“ ging mit 24 100 Frks. fort. —

Astronomisches.

— Ueber einen angeblichen Farbenwechsel des Sirius seit dem Alterthum hat neuerdings Schiaparelli interessante Quellenstudien veröffentlicht. Aus der Thatsache, daß im Zeitalter der Araber Sirius nicht zu den röthlichen Sternen gezählt wurde, während der alte Fixstern-Katalog des Ptolemäus ihn als röthlich anführt, schloß Alexander von Humboldt seinerzeit, daß der Farbenwechsel des Sirius wahrscheinlich in die Epoche zwischen Ptolemäus und die Araber falle. Eine solche Aenderung der Farbe von Roth zu Weiß wäre nach unseren Begriffen eine der merkwürdigsten Himmelserscheinungen und könnte mit unseren heutigen Vorstellungen über die kosmische Entwicklung der Weltkörper nicht in Einklang gebracht werden. Ein Farbenwechsel im umgekehrten Sinne hätte für uns nichts Befremdliches. Schiaparelli weist nun nach, daß in den früheren Quellenangaben neben anderen unzutreffenden Ausdrucksweisen größtentheils eine Verwechslung zwischen dem Procyon und dem Sirius vorgekommen ist. Die Behauptung, daß etwa zu Anfang der christlichen Zeitrechnung Sirius eine rothe Farbe gehabt habe, ist hiernach nicht durch hinreichende Zeugnisse bestätigt; die größte Wahrscheinlichkeit spricht sogar für die gegen-theilige Annahme. —

Bergbau.

— Vortheile des elektrischen Lichtes in Schlagwettergruben. Der „Prometheus“ schreibt: Einige neuere Versuche Dr. Galbanes über Gruben mit Schlaggasen haben ergeben, daß, wenn der Sauerstoffgehalt der Luft auf 17,74 pCt. sank, eine Kerze verlosch, und daß bei 3,38 pCt. Kohlenäure und 15,3 pCt. Sauerstoff das Athmen erschwert wurde; bei 7,32 pCt. Kohlenäure

und 9,6 pCt. Sauerstoff tritt heftiges Herzklopfen ein und beim Aufenthalt in einem Raume, der nur 7 pCt. Sauerstoff enthält, hätte der Beobachter zweifelsohne die Bewußtlosigkeit verloren. Zwischen dem Moment, wo eine Lampe verloscht, und dem, wo eine Lebensgefahr eintritt, besteht also ein ziemlich weiter Spielraum. Mit einer elektrischen Lampe kann daher der Bergmann ungefährdet in eine Atmosphäre vordringen, die mindestens dreimal so viel Schlaggas enthält, als zum Lampenverlöschen nöthig ist, die Athmungsbeschwerde wird ihm alsdann mit genügender Sicherheit ein Warnungszeichen geben, während ihn die elektrische Lampe in dieser Hinsicht im Stiche ließe. —

Humoristisches.

— Läßt tief blicken. In einer vom Magistrat der königlichen Haupt- und Residenzstadt München gezeichneten Bekanntmachung, durch die eine erledigte Thierarztsstelle ausgeschrieben wird, findet sich folgender Absatz:

„Bewerber um diese Stelle wollen ihre diesbezüglichen Gesuche mit den Qualifikationsnachweisen und mit einem amtsthierärztlichen Gesundheitszeugnisse belegt, bis 10. März laufenden Jahres bei dem unterzeichneten Stadtmagistrate einreichen.“ —

Bermischtes vom Tage.

— Herr Graf Pückler-Klein-Tschirne hielt unlängst eine Versammlung des Bundes der Landwirthe ab. Nach der Versammlung, um 10 1/2 Uhr in der Nacht, ließ er zum Paradeumarsch antreten. Fünzig Personen folgten dem Kommando. Es erfolgte zweimaliger Vorbeimarsch, worauf sich Graf Pückler sehr belobigend über die „Haltung der Truppen“ ansprach. —

— Die Rache der Versuchmähten. Als jüngst in Breslau ein neuvermähltes Paar aus dem Standesamte trat, särgte sich eine Frau auf die Beiden und schmierte ihnen große Massen Wagenschmiere ins Gesicht und auf die Kleider. Mit der Nachgehändten hatte der junge Ehemann fünf Jahre hindurch ein Liebesverhältnis unterhalten. Noch am Tage vor der Hochzeit hatte er von ihr einen Thaler geborgt. —

— Der vor längerer Zeit wegen Nahrungsmittel-Verfälschung zu drei Wochen Gefängniß verurtheilte Dresdener Fleischhauer Paul Nuhr wurde begnadigt. Der Mann war verurtheilt worden, weil er Knoblauchwürste aus nach Ansicht der chemischen Sachverständigen verweitem Fleisch seit Jahren fabrizirt und verkauft hatte. —

— Auf der Strecke Eisenach-Webra wurde einem Lokomotivführer, der sich während der Fahrt hinauslehnte, von einem entgegenkommenden Zug der Kopf zerquetscht. —

— Ein frommer Herr ist der katholische Bürgermeister von Gelsenkirchen. Er hat einen seiner „Verwaltungsgehilfen“ zu 3 M. Ordnungstrafe verdonnert, weil dieser sich wiederholt während der Vorkaufstunden von „Lehrlingen des Rathhauses“ Fleisch und Brot aus der Stadt holen ließ, und weil er am Freitag in dem Bureau Fleisch gegessen habe. —

— In Geldern müssen sich die Einwohner seit einigen Abenden im Finstern zurecht finden, wenn sie über die Straße gehen wollen. Der Vertrag mit der städtischen Gasanstalt war zu Anfang Februar abgelaufen. Die Gasanstalt wollte bei Verlängerung des Vertrages bis zum Abschlusse der Verhandlungen unentgeltlich die Stadt weiter beleuchten. Da die Verwaltung darauf nicht eingegangen ist, so stellte die Fabrik die Beleuchtung ein und ließ die Stadtväter im Dunkeln sitzen. —

— Im Untersuchungsgefängniß zu Chemnitz hat sich der aus Wschersleben stammende Ingenieur E. Thormeyer erhängt. Er sollte wegen Anstiftung zum Meineid unter Anklage gestellt werden. —

— In München ist das Kaufhaus A. Bernheimer ausgebrannt. Der Schaden beträgt eine Million. Die Feuerwehr tödtete einen Vorübergehenden durch Ueberfahren. Von einem Requisitenwagen wurde ein Milchwagen in eine Anklage geschleudert. —

— Die Einnahmen des Deutschen Theaters in München sind gerichtlich mit Beschlag belegt worden. —

— Auf der Alpe Dosu Obezine (Bukowina) ist eine acht Hektar große Lawine niedergegangen, hat ein ganzes Bauerngehöft verschüttet, zwei Personen und viel Vieh erschlagen. —

— In Arlon (Frankreich) sind der Synagogenwächter Goldschmidt und vier seiner Kinder durch Kohlengas erstickt. —

— Boston. Als der Dampfer „Galileo“, 280 Seemeilen von Halifax entfernt, versuchte, den deutschen Petroleumdampfer „Diamant“ ins Schlepptau zu nehmen, wurden die Schiffe vom Sturm auseinander getrieben. Der „Diamant“ ist wahrscheinlich mit 36 Mann Besatzung untergegangen. —

— Die Pest in Bombay. Die Pest hat den bisher blühenden Handel mit getrockneten Fischen völlig ruiniert. 400 Arbeiter waren allein mit dem Wiegen der Fische beschäftigt. Jetzt arbeiten noch 2 oder 3 Wäger. Von den übrigen ist die Hälfte gestorben und die andere Hälfte aus der Stadt geflohen. Hunderte von Fischerbooten liegen müßig an der Bai. Der Sewree-Kirchhof ist voll. Man will die alten Leichen ausgraben, um Platz für die neuen zu schaffen. —